

JUGi@WORK



Menschen
erzählen von ihrer Zeit
im Kinder- & Jugendzentrum
Freiburg i. Br. – Weingarten

Hrsg. & Autor: Gilles Mebes

Inhaltsverzeichnis



Editorial.

Rüdiger Beinroth -1969-1973

Wolfgang Stahlberg -1971-1974 & 1986-2009

Anita & Gerd Hatterscheid -1968-1973

Christa Leypoldt -1971-2006

Volkmar Staub -1979-1982

Akki Müller -1980-1986 & 1993-2019

Andreas Tholl-seit 1995/96

Stefan Glimsche - seit 1999

Regina Barth - seit 2000

Kristina Welss - seit 2013

Peter Winkler - seit 2019

Bujar Qoray - seit 2008

Franziska Kratz - seit 2019

Emilo Kobi - ehemaliger Besucher.

Johanna Blum - Praktikum 2020

Andrea Lorch - seit 2010

Bahrije Beljulji - Praktikum 2019-20

Karin Seebacher - seit 2001

Guenter Mebes - seit 2017



Chronik

Redaktionelle Mitarbeit

Gesamtseitenzahl

Editorial: Projekt, Vorgehensweise, Umsetzung.

Im Jahr 2020 wäre im Kinder- & Jugendzentrum Weingarten (Jugi) eigentlich dessen 50-jähriges Bestehen gefeiert worden - hätten nicht die Covid-19-Pandemie und die wiederholten „Lockdowns“, ein nun in den allgemeinen Wortschatz übernommener Begriff, einen fetten Strich durch die Vorfreude gezogen. So kam schon bald die Frage auf: Was tun, um das bemerkenswerte „JUGILÄUM:50“ nicht ganz zwischen Öffnungs- und Schließungsphasen, zwischen Hygienekonzept und Notbetreuung, zwischen Kurzarbeit und Homeoffice ins Vergessen absinken zu lassen? Die Welt, die Stadt Freiburg i.Br. und das Jugi hatten dringendere Aufgaben zu lösen als das Problem, wann und wie eine „Jugiläumsfeier“ stattfinden könnte.

Meine Chefin Karin Seebacher wollte mich wohl beschäftigen und erteilte mir irgendwann im Frühjahr 2020 den Auftrag, das Jugi-Archiv in Ordnung zu bringen. Es stellte sich heraus, dass es teilweise eines war, auch gut geordnet, was jedoch nur für das erste Jahrzehnt der Archivierung galt. Da waren Leute wohl an einer intensiven Dokumentation interessiert gewesen. In den folgenden Jahren ließ das Bemühen mal nach, mal lebte es wieder auf, aber eine Systematik war nicht mehr zu erkennen. Ein buntes Gemisch aus Dokumenten und Fotografien, Zeitungsbelegen und Briefwechseln füllte die Ordner. Ich brachte den Bestand mal insoweit in eine Übersichtlichkeit, als ich das Vorgefundene in Jahrzehntordnem zusammenfasste und auch die Fotografien datierte. Immerhin gewann ich einen ersten Überblick über das

vielfältige und oft auch wilde Geschehen, das sich im Jugi abgespielt hatte.

Bei all dem wochenlangen Tun kam bei mir bald der Gedanke auf, das Material in einem „Jugiläumsbuch“ zu verarbeiten. Der Begriff ist nicht falsch geschrieben, denn auf der Suche nach einem Titel kam ich bald auf ebenso einfache wie naheliegende Idee: „JUGILÄUM:50“. Jeder, der das Jugi kennt, weiß damit auch sofort, was gemeint ist. Die Grafik auf der Umschlagrückseite weist darauf hin.

Ich wollte aber keine simple Chronik verfassen, wie sie in all den Jubiläumsbroschüren zu Stadtteil- und Stadtgeburtstagen erscheinen. Mir war klar: Es sind die Menschen, die das Jugi ausmachen; solche, die hier arbeiten, die hier täglich zugange sind und waren. Die Geschichte des Jugi durch diese Leute erzählen zu lassen, erschien mir nur folgerichtig. Der Vorschlag wurde denn auch von allen Beteiligten begrüßt und so machte ich mich ans Werk.

Ich führte mit den Personen, die im Buch auftauchen, jeweils ein Interview, manchmal auch mehrere, einige über Telefon, doch die meisten in einer leibhaftigen Begegnung - ja, sowas gibt es noch inmitten der Pandemie!

Anschließend übersetzte ich die Aufnahmen ins Schriftliche, um einen flüssig lesbaren Text zu erstellen, der in einem einheitlichen Stil verfasst ist, jedoch den Sprachduktus, die Haltung und die Einstellung des und der Interviewten möglichst authentisch wiedergibt. Da und dort interpretierte ich Aussagen im Sinne der Urheber. Die Teilnehmer bekamen die Möglichkeit, das Transkript zu korrigieren, was die meisten in Anspruch nahmen. Wo die Korrekturen jedoch zu sehr ins Redaktionelle eingreifen wollten, habe ich sie an manchen Stellen nicht übernommen, was ich zuvor auch

klar angekündigt hatte. Meistens ging es allerdings um einzelne Ausdrücke und Formulierungen, die geändert werden sollten, so dass ich dies berücksichtigte.

Ich hätte gerne noch mehr Leute interviewt, insbesondere solche, die bereits als Kinder und Jugendliche das Jugl besucht und später im Haus gearbeitet hatten. Aber die Beschränkungen in Zeiten der Pandemie erschwerten die Kontaktaufnahme. Dennoch bildet die Auswahl die gesamten fünf Jahrzehnte ab und die „Säulen des Betriebs“ kommen alle zu Wort, soweit sie dazu in der Lage waren, denn manche, die erwähnt werden, sind leider verstorben.

Zu den jeweiligen Texten habe ich Grafiken entworfen, aus Fotografien und bevorzugten Motiven oder Symbolen zusammengesetzt. Ich wollte keine bloßen Portraits zeigen, sondern die jeweilige Person in der Wahl eines Leitmotivs durchscheinen lassen. Diese Herangehensweise verstärkt den persönlichen Eindruck der Texte, finde ich.

Nun ist die Geschichte des Jugl also in diesen Interviews dargelegt, eigentlich so, wie ich es mir vorgestellt hatte – und dennoch ganz anders, weil kein Text vorhersehbar war, so wenig wie die Ergebnisse der grafischen Arbeiten. Ich kann sagen, dass ich aus den Aussagen viel gelernt habe. Jedes Gespräch war eine Begegnung, wie sie im Arbeitsalltag kaum möglich gewesen wäre. Auf diese Weise habe ich einen nachhaltigen Eindruck von der Bandbreite der Charaktere und ihrer Erfahrungen gewonnen; ich habe Sicht- und Herangehensweisen, Lösungsansätze und persönliche Entwicklungen kennengelernt, die mich stark beeindruckt haben, gerade weil sie teilweise meinem eigenen Erleben völlig widersprachen.

Vielfalt ist ein gern und fast beliebig gebrauchtes Wort unserer Zeit, ebenso wie Toleranz und Weltoffenheit; sie alle

werden nun überall und jederzeit beschworen, ohne dass überhaupt noch Unterschiede gemacht werden. Unterschiede aber machen die Menschen überhaupt erkennbar. Dass sie alle gleich seien, heißt letztlich doch nur, dass der Einzelne in seiner Besonderheit nicht wahrgenommen wird. Jeden Menschen, der ins Jugi kommt, in seiner Charakteristik, seinen Potentialen, seinen Bedürfnissen wahrzunehmen, das ist es jedoch, was die Menschen im Jugi seit nun über fünfzig Jahren praktizieren. Nicht gerade dann, wenn hundert oder zweihundert Kinder durchs Haus toben, aber immer dann, wenn Jugi-Mitarbeitende gebraucht werden. Und sie werden noch viel gebraucht im Stadtteil, der sich in den fünfzig Jahren stark verändert hat, sich immer wieder wandeln und an die Zeitläufte anpassen musste. An vielen Stellen funktioniert das Miteinander heute besser als früher, obwohl es eigentlich ständig neu eingeübt werden muss.

Am guten Miteinander, das kann ich als eingefleischter Eigenbrötler bezeugen, hat das Jugi einen starken Anteil. Seine Mitarbeitende, Frauen und Männer, geben dafür das beste Beispiel ab. Ich glaube, die Menschen in Weingarten wissen das, weshalb das Haus viel Respekt und Anteilnahme erfährt. Und dies will in einem Stadtteil wie Weingarten, wo das bloße Nebeneinander noch immer viel Raum einnimmt und sich aus geringem Anlass in ein Gegeneinander umschlagen kann, wirklich etwas bedeuten.

Hinweise: Auf Wunsch der Mitarbeitenden und in meiner Rolle als Herausgeber habe ich im Text die Gender-Schreibweise angewendet, die ich als Autor jedoch nicht wählen würde.

Rechtschreib- und Satzzeichenfehler bitte ich zu entschuldigen; trotz mehrmaligen Korrekturlesens kann es sein, dass einige solcher Fehler übersehen wurden.

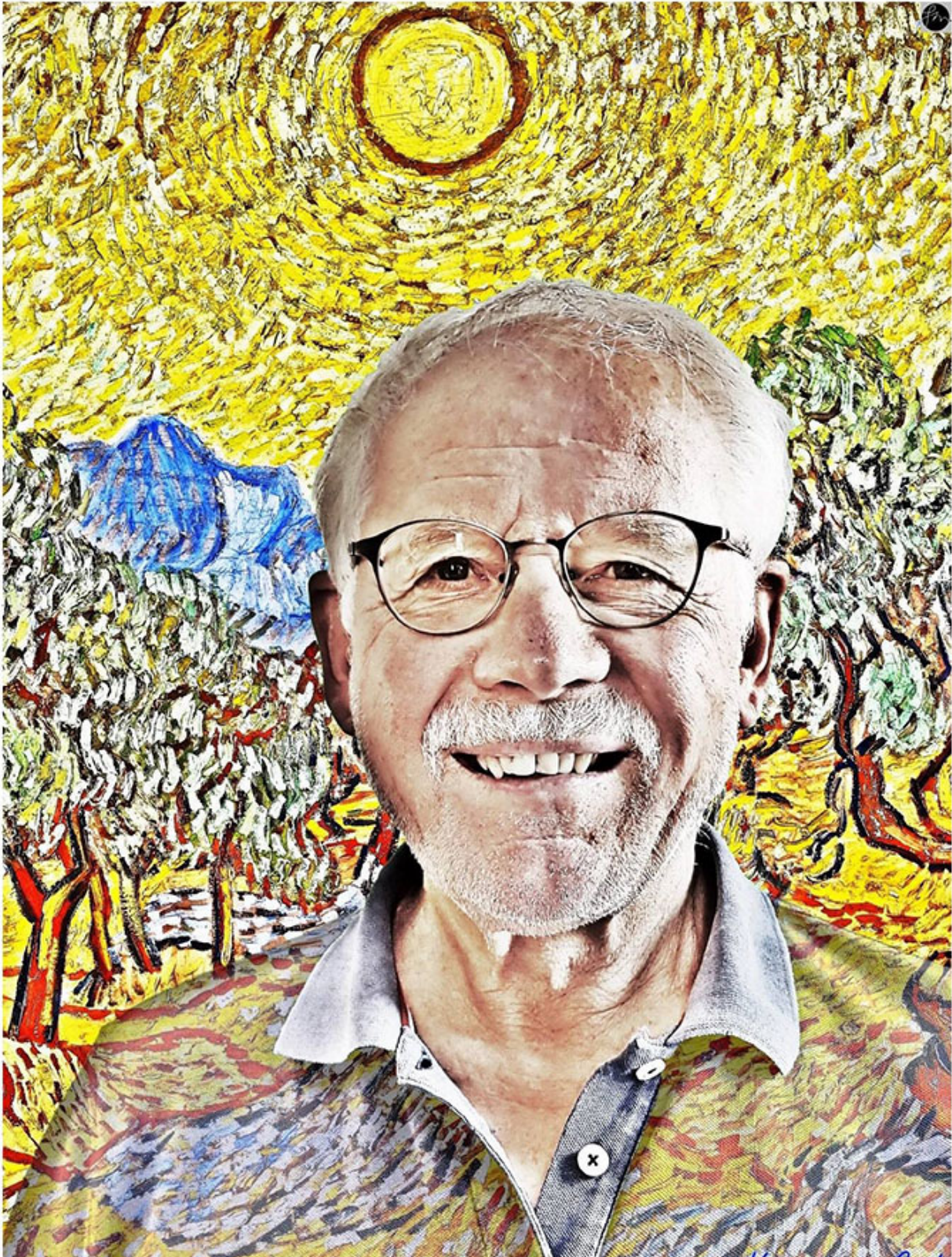
Ich wünsche viel Anregung bei der Lektüre!

Gilles Mebes



Information zum Herausgeber und Autor:

*Gilles Mebes (*1958) arbeitet seit 1985 als Autor von Büchern, Hörspielen, Musicals, Zeitungsartikeln und sonstiger Literatur aller Art sowie als Spieleerfinder. Zahlreiche Veröffentlichungen durch Verlage, den SWR, Badische Zeitung, in der Allmende u.a. Er gewann einige Literaturpreise & Stipendien, u.a.: Förderstipendium des Kultusministeriums & Förderpreis der Kunststiftung Baden-Württemberg; Förderpreis der Jürgen-Ponto-Stiftung; Scheffelpreis der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe.*





Rüdiger Beinroth (Jahrgang 1944)

Mitarbeiter von 1969 bis 1972, Gründungsmitglied.

Aufgenommen am 10.08.2020

Ich stamme aus Lahr und lebe heute in Ostwestfalen. Zur Dietrich-Bonhoeffer-Gemeinde (DBG), in der ich meine Arbeit als Sozialarbeiter aufnahm, kam ich durch Vermittlung des Direktors der Höheren Fachschule für Sozialarbeit. Er kümmerte sich gern um die berufliche Zukunft seiner Studierenden, kannte auch meine besondere Ausrichtung auf Gemeindefarbeit sowie das geplante Projekt der DBG, das in Freiburg-Weingarten realisiert werden sollte. Der Direktor meinte daher, dass ich dort gut hinpasse würde. Damals gab es viele Bemühungen, Modellprojekte in der evangelischen Kirche einzurichten, worin eine praktische Auslegung der kirchlichen Arbeit umgesetzt werden sollte.

Da ich bereits seit 1965 in der Opfinger-Siedlung (heute: Auggener Weg) tätig gewesen war, die damals noch aus Barracken bestand, kannte ich bereits Leute wie den Pastor Quinke, die später den Diakonieverein gründen sollten. Vielleicht war der Umstand, dass ich ursprünglich Heizungsbauer gelernt hatte, also einen handwerklichen Beruf, ein weiterer Grund für die Empfehlung; man ging wohl davon aus, dass ich mit einfachen Leuten aus dem Arbeiter- und Hilfsarbeitermilieu umgehen könne. Ich hatte keine Ahnung, was mich erwartete, derweil schon alle wussten, dass ich anfangen würde. Ich bekam auch gleich eine Wohnung und so wurde mir der Start leichtgemacht.

1968 wurden zwei Barracken auf dem Gelände der heutigen Fachhochschule eingerichtet, die als Vorläufer des späteren

Kinder- und Jugendzentrums (Jugi) fungieren sollten. Eine davon hatte als Architektenbüro für die umliegenden Baustellen gedient. Die Teile der zweiten Behausung waren irgendwo eingelagert gewesen und wurden mit Hilfe eines ehemaligen Mitglieds des Reichsarbeitsdienstes aufgestellt, der wusste, wie sowas zu bewerkstelligen sei. Im Frühjahr 1969 wurde das Jugi dann offiziell eröffnet.

Es gab viele Ideen, was die Gemeinde für die Jugend des Stadtteils tun sollte, doch es gab noch keine Strukturen dafür. Die Gesamtkirchengemeinde sah unsere Arbeit im Freiburger Westen eher skeptisch. Es gab jedoch in Pfarrer Quinke einen Mann, der sich von Beginn an um eine Verbindung zur katholischen Kirchengemeinde bemühte, was günstig für das Projekt war, denn die katholische Jugendarbeit im Stadtteil war recht weit entwickelt. Es gab dort erfahrene Kräfte, die Jugendarbeit organisierten. Wir entwickelten dann gemeinsam ein Konzept für die Offene Jugendarbeit, was uns von anderen Stadtteilen unterschied; als Beispiel dient Landwasser, wo damals eine Zusammenarbeit der Kirchengemeinden überhaupt nicht stattfinden konnte. In Weingarten jedoch existierte bereits ein katholischer Jugendkreis, der sich in der Kinderarbeit engagierte, und auch die Anwerbung ehrenamtlicher Mitglieder stellte kein Problem dar. Wir entwickelten gemeinsam das neue Konzept, das bestehen sollte aus offener Jugendarbeit, aus Interessengruppen und aus traditioneller Gruppenarbeit, wobei letztere stärker an die Kirchen angebunden sein sollten.

Das Vorhaben ließ sich sehr gut an, bis die Jugendlichen aus der Sinti-Siedlung auftauchten und Einlass sowie Teilhabe begehrten. Die anderen Jugendlichen aus dem Stadtteil waren damit nicht einverstanden und fühlten sich bedrängt, bald auch mit Gewalt ausgeschlossen, was der Wirklichkeit entsprach, denn die Sinti versuchten, den Zugang zu

dominieren. Es gab dann ständig Ärger, auch Schlägereien, und die „deutschen“ Jugendlichen blieben weg. Die Unterscheidung in „Deutsche“ und „Zigis“ oder „Sintis“ wird von den Sinti selbst bis heute aufrechterhalten, sie nennen alle Nicht-Sintis „Gatschos“.

Trotzdem blieb ein Kern von deutschen Jugendlichen erhalten, die einen Platz suchten, um sich zu treffen. Sie standen sonntags vor meiner Tür - ich wohnte im obersten Stock eines Hochhaus mit Blick aufs Jugl - und bettelten um Einlass, wobei sie einen Song auf dem mitgebrachten Kassettenrekorder abspielten: „Barfuß im Regen“ von Michael Holm, ein damals berühmter Schlagersänger. Sie wüssten nicht, wo sie hinsollten, klagten sie, worauf ich dann hinabging und ihnen die Baracke aufschloss.

Das lief alles natürlich nicht so artig und gesittet ab, wie sich das manche vorstellten oder sich zu erinnern glaubten, dass es früher so gewesen sei. Jungs und Mädchen kamen quasi unbeaufsichtigt zusammen, was im Jahr 1969 vielen Erwachsenen suspekt vorkam, die dann alle möglichen moralischen Bedenken äußerten. Ich konnte die Jugendlichen verstehen, weil sie ja irgendwo unterkommen mussten, denn in den Wohnungen ihrer Familien waren sie meistens nicht gelitten und einander treffen konnten sie sich dort schon gar nicht. Meistens waren auch die Wohnverhältnisse viel zu beengt. Das Binnenklima in den Familien war ja oft nicht auszuhalten. Dazu kam der Ärger, den die Jugendlichen verursachten, insbesondere eben die Sintis, die sich nicht nur mit anderen, sondern auch untereinander angriffen; dabei ging es oft um Mädchen und der unscheinbarste Anlass genügte, um Schlägereien auszulösen.

Irgendwann spitzte sich die Lage so sehr zu, dass wir die Baracken schließen mussten. Wir mussten uns ein neues

Konzept überlegen, um die Jugendarbeit weiter leisten zu können. Uns kam dabei zugute, dass wir eine Art von offener Gesprächskultur etabliert hatten, die uns ermöglichte, alle Probleme anzusprechen. Wir fragten uns, was den Jugendlichen zuzumuten sei an Regeln, was ihnen abverlangt werden dürfte an Verhaltensweisen.

Der Diakonieverein spielte in der Lösungsfindung eine wichtige Rolle, denn für das, was wir vorhatten, brauchten wir einen Träger. Von den Kirchen kam zu jener Zeit wenig Gesprächsbereitschaft, doch die Stadt Freiburg war an einer schnellen Besserung der Verhältnisse interessiert und heilfroh, dass jemand das Problem angehen wollte. Sie stellte genug Geld in Aussicht, so dass wir mit deren Vertretern sehr gut verhandeln und Ergebnisse erzielen konnten. Dr. Mehl als Leiter des Sozial- und Jugendamts und der Dezernent Kiefer standen voll hinter dem Plan. Der Vertrag kam dann auch glücklich zustande, gerade weil die Stadt viel Entgegenkommen zeigte und siebzig Prozent der Kostenanteile am Diakonieverein übernahm. Dass da ein Trick angewendet wurde, wussten nur Eingeweihte, denn die bisherigen Standardbetriebskosten der Einrichtung gingen über die fünfzehn Prozent hinaus, welche die evangelische Landeskirche zukünftig übernehmen sollte, bisher jedoch allein beigesteuert hatte. Das heißt, dass die Kirche im Grunde Geld einsparte durch das neue Modell und zwar zulasten der Stadt.

Ein ökumenischer Beraterkreis kam uns zu Hilfe, dem u.a. die beiden Rektoren der pädagogischen Fachhochschulen angehörten. Sie sprangen uns bei, wenn es Schwierigkeiten gab, insbesondere bei Differenzen zwischen den beiden Kirchen. Der Kreis lud dann die Vertreter des katholischen Ordinariats (Verwaltungsapparat der Diözese) und der evangelischen Landeskirche zu einem informellen Gespräch, an dem auch wir als Mitarbeitende des Gemeindezentrums

sowie die Pfarrer und andere teilnahmen. Aus diesen Treffen ging dann das Konzept zur Gründung des Diakonievereins und seiner Einrichtungen hervor -und ohne die Mithilfe des Beraterkreises wäre sie wahrscheinlich nie erfolgt. Auch die Aufteilung der Sozialarbeit wurde dort beschlossen, dass nämlich die Erwachsenenarbeit bei der katholischen, die Jugendarbeit bei der evangelischen Seite angesiedelt und dann auch noch das Nachbarschaftswerk als dritte Instanz die Sinti-Betreuung übernehmen sollte und dergleichen mehr. Dazu fanden Konferenzen im Stadtteil statt, z.B. mit Vertretern des Jugendhilfswerks, um zu beraten, wie die Jugendarbeit in Weingarten anzugehen sei.

Ich hatte jedenfalls reichlich zu tun und übernahm dann auch noch die Geschäftsführung des Jugendzentrums, das jedoch nur einen Teil der Gemeindegemeinschaft darstellte. Ich befand mich quasi im Auge des Orkans, denn die Gespräche, Probleme und Beschlüsse jagten einander. Pastor Quinke war in dem Triumvirat der nächste, der die Dinge entscheidend vorantrieb. Der dritte und ruhende Pol in all dem hektischen Treiben bildete Siggie Müller, der Hausmeister, der eigentlich als technisch-pädagogischer Mitarbeiter fungierte; als endlich der Neubau stand und die Betriebsamkeit von den Baracken in das Haus übersiedelte, spielte er von Beginn an die Rolle des Hausvaters. Er strahlte durch seine gutmütige und väterliche Art aus und seine Frau, die ähnlich gestrickt war und viel Empathie zeigte, stand ihm jederzeit bei, obwohl sie eigentlich nur einen spärlich bezahlten Lohn für einige Nebenerwerbsstunden erhielt. Siggie Müller besaß die Gabe, die Konflikte zwischen Betreuenden und Jugendlichen zu entschärfen; ich reagierte eher aufbrausend, wenn mir jemand respektlos gegenübertrat, doch Siggie ging dazwischen und besänftigte beide in unnachahmlicher Weise.

Tatsächlich war Frau Müller als einfache Putzfrau gemeldet und wurde als solche bezahlt, obwohl sie ständig im Haus arbeitete. Die Frage war nämlich stets, wie wir die Leute überhaupt entlohnen konnten, denn die Anzahl der Stellen war eng begrenzt. So wurde der Kirchendiener eingespart, stattdessen der Hausmeister eingestellt. Zudem wurden die einzelnen Stellen noch nicht vom selben Träger, sondern von unterschiedlichen Instanzen finanziert, was dann auch wieder für Diskussionen sorgte, denn die Gehälter unterschieden sich teilweise drastisch voneinander, obwohl alle einen erheblichen Arbeitsaufwand leisten mussten. Das Team war eigentlich der Meinung, dass alle gleich bezahlt werden müssten, aber das ließ sich nicht durchsetzen.

Das Konzept der Dreiteilung, das wir uns am grünen Tisch ausgedacht hatten, funktionierte in der Praxis natürlich nicht, denn die Interessen ließen sich nicht klar in Zuordnungen aufteilen. Die Jugendlichen erzählten uns viel davon, was sie alles machen wollten, und wir dachten, dass sie sich nun auf irgendwelchen Listen in die Interessengruppen eintragen würden. Das taten sie natürlich nicht, denn sie wollten sich nicht irgendwo eingliedern lassen, sondern sich einfach nur treffen und je nach Lust und Laune mal Billard oder Gitarre spielen oder irgendwas anderes bzw. auch gar nichts unternehmen. Erst als die Kinderarbeit begann, konnten wir diese in feste Gruppen einteilen, mit den Kids funktionierte das wunderbar. Da gab es dann auch Musikunterricht, z.B. bei der Schwester des Pastor Quinke. Selbst musikalische Früherziehung mit dem sog. Orff-Instrumentarium (einfache Rhythmus- & Klanggeräte) war damals möglich. Diese aber fand erst im Neubau statt, denn in den Baracken waren die Verhältnisse viel zu beengt gewesen. Wir gaben dann auch bereits 1971, im Jahr der Einweihung, ein erstes gedrucktes Programmheft heraus, handlich gestaltet, worin alle Angebote aufgelistet waren.

In den Baracken hatten sogar eine ganze Zeit lang Gottesdienste stattgefunden, obwohl die Umstände weiß Gott nicht dem Sonntagsstaat der Besuchenden angemessen erschienen. Die Umgebung bestand aus gestampfter Erde, sie war weder asphaltiert noch gepflastert. Eines Tages bekamen wir eine gesalzene Wasserrechnung von der Stadt, in der ein übermäßig hoher Wasserverbrauch ausgewiesen war. Er konnte überhaupt nicht mit den bisherigen Zahlen verglichen werden, doch das Wasserwerk bestätigte die Richtigkeit der Angaben. Weil der Wasserzustrom in den Baracken nur noch spärlich floss, kam ein Verdacht auf: Ich ging der Sache nach und drückte mein Ohr an den Boden, vernahm auch tatsächlich ein Rauschen, wo ich einen Rohrbruch vermutete. Da ich Heizungsbauer gelernt hatte, grub ich die Stelle kurzerhand auf und entdeckte tatsächlich eine defekte Leitung, die ich – gelernt ist gelernt – wieder zusammenflickte. Der Schaden war quasi ambulant behoben, was mir allerdings Ärger einbrachte, denn eigentlich hätte ein Fachbetrieb damit beauftragt werden müssen. Damals packte man eben an, wenn es erforderlich erschien, und sparte sich den Papierkrieg.

Pastor Quinke lebte übrigens in einer Art von „Schizophrenie“, denn einerseits unterstützte er vorbehaltlos die ökumenische Arbeit im Stadtteil, mit der er versuchte, die vielen unterschiedlichen Gruppen zusammenzuhalten; andererseits organisierte er als Vorsitzender der Evangelischen Allianz einen Auftritt des radikalen Erweckungspredigers Billy Graham. Quinke versuchte also, die traditionelle und die moderne evangelische Theologie gleichzeitig zu leben. Übrigens unterschieden sich die Mitgliedszahlen der Kirchen in Freiburg nur um gerade tausend Gläubige, die es auf der katholischen Seite mehr gab.

Das Ursprungskonzept der Ökumene galt für den ganzen Stadtteil Weingarten, derweil sich die Stadt völlig aus der Sozialarbeit heraushielt. Sie funktionierte vor allem deshalb so gut, weil es viele beherzte Menschen gab, welche die Ökumene mittrugen, so auch der katholische Pfarrer Hilbert, die Vertreter der Gemeindeleitung und viele andere mehr. Auf dieser Ebene gab es eigentlich erstaunlich wenig Probleme, dafür umso mehr auf den höheren Ebenen der Landeskirchen, die sich nicht immer grün waren. Ich nahm damals an allen möglichen Sitzungen teil und trat recht forsch dabei auf, weil ich jung und recht unerschrocken war im Umgang mit Autoritäten - damals an sich keine Selbstverständlichkeit, aber für mich und meine Generation schon, indem wir alles, was sich uns gegenüber eine übergeordnete Stellung anmaßen wollte, infrage stellten. Ich habe mich allerhand getraut, worüber ich noch heute überrascht bin, auch weil ich heute mehr um mögliche Folgen weiß als damals. Allerdings bewegte ich viel damit, indem ich versuchte, mich auf die eine oder andere laute Art durchzusetzen. Ob dies heute noch möglich wäre, bezweifle ich.

Ich verabredete als evangelischer Sozialarbeiter z.B. einen Termin beim katholischen Ordinariat und legte dessen Vertreter dabei einen Vertragsentwurf über die Zusammenarbeit der Kirchengemeinden vor - dies alles ohne Absprache, sondern eigenmächtig und ohne irgendwelche Rechtswege und Hierarchien zu berücksichtigen. Der Mensch empfing mich sogar und hörte sich meine Vorschläge an und fand alles recht interessant. Heute würde ich dies, wissend um die Zuständigkeiten und Empfindlichkeiten der Hierarchien, wohl nicht mehr so blauäugig wagen.

Ich krachte natürlich da und dort mit Leuten zusammen, die zwar anders an die Sache, aber ebenso vehement und

engagiert herangingen wie ich, z.B. mit Wolfgang Stahlberg. Er legte seine Rolle als Sozialarbeiter und später als Geschäftsführer anders aus, als ich sie ursprünglich angedacht hatte. Natürlich glaubte ich damals, dass alles in meinem Stil weiterlaufen solle. Solche Differenzen sind wohl dem Ungestüm der Jugend geschuldet, da nimmt man Worte und Haltungen ernster als im reifen Alter, wenn die Taten und Leistungen zählen. Wolfgang Stahlberg hat unzweifelhaft viel für den Diakonieverein und den Stadtteil geleistet.

Irgendwann kam auch Christa Leypoldt als Erzieherin dazu, später als Leiterin des Kinderbereichs. Mit den Kindern und Jugendlichen unternahmen wir dann regelmäßig schöne Ausflüge, z.B. nach Frankreich in den Jura, in die Wutach-Schlucht oder an den Hochrhein. Irgendwie war es eine recht wilde Zeit, alles war im Fluss und vieles wurde ausprobiert, was heute nicht mehr möglich wäre. Wir erzielten damals – das darf man eigentlich keinem verraten – sogar Überschüsse, die wir beiseite schafften im Einverständnis mit Dr. Mehl, der ja eigentlich den größten Geldgeber vertrat, der nicht bloß beide Augen zudrückte, sondern die Sache unterstützte. Ich legte zwei Sparbücher an, die tatsächlich auf meinen Namen liefen, und dort brachten wir die Beträge unter, die vom Etat übrig geblieben, also nicht verbraucht worden waren. Dr. Mehl wollte die Zuschüsse nicht zurückverlangen, sie seien ja nun mal bezahlt und man könne sie sinnvoll verwenden, meinte er dazu. Nach einer Weile schaffte ich davon einen VW-Bus fürs Jugi an. Wir waren mindestens zu dritt bei diesem „Komplott“, denn der Kassierer des Diakonievereins, ein prima Kerl übrigens, wusste Bescheid, er musste die Buchungen ja so „verstecken“, dass sie nicht auffielen. Der Mann erledigte die Verwaltung ansonsten völlig korrekt und perfekt, weshalb es wohl auch gelang, die „Ersparnisse“ abzuzweigen, denn gegen den Kassierer hegte niemand je

den geringsten Verdacht. Die Sache war ja an sich nicht kriminell, sondern firmierte unter „kreativer Buchführung“. Als ich die Stelle aufkündigte, gab ich natürlich auch die Sparbücher auf. Heute würden solche Vorgänge sofort unter Korruptionsverdacht stehen.

Das Gewaltthema im Umgang mit den Sintis führe ich unter anderem darauf zurück, dass sie sich schon immer als verfolgte Minderheit sahen. Zudem lebten sie nach ihren eigenen Regeln, die mit denen der „Gatschos“, also der Deutschen oder allgemein der Nicht-Sintis, in Konflikt gerieten. Eine Regel lautete: Man darf keine Freunde beklaunen, aber man darf grundsätzlich schon stehlen, bloß eben nicht in den eigenen Reihen. Sie konnten einen auch übers Ohr hauen, aber nicht, indem sie jemanden direkt schädigten, sondern auf raffiniertere Weise. Ein Beispiel: Ein Freund von mir brauchte eine Heckklappe mit Fenster für seinen VW-Bulli, also sprach ich einen guten Bekannten unter den Sinti an, von dem ich wusste, dass er als Schrottsammler und Altmetallhändler arbeitete. In diesem Gewerbe waren und sind ja viele der Familien tätig, auch als Hausierer und Möbelsammler. Der Mann meinte, das sei kein Problem. Ich fuhr auf einen Schrottplatz, der als Treffpunkt ausgemacht worden war, und lud die Heckklappe ein, die der Bekannte zuvor von einem bereits dastehenden VW-Bus abgeschraubt hatte. Ich bezahlte zwanzig Mark und die Sache war erledigt. Erst später merkte ich, dass ich gar nicht auf dem Schrottplatz dieses Händlers gewesen war, sondern irgendwo anders, will heißen: Der Mann hatte die Heckklappe eines wildfremden Fahrzeugs gestohlen und dies unter meinen Augen. Aber er blieb mit dieser Aktion innerhalb der in seinen Kreisen üblichen Moralvorstellungen, denn mich als Freund oder guten Bekannten hatte er ja nicht übers Ohr gehauen.

Im Jugl war das schwieriger, weil sich die Beziehungen zu den jugendlichen Besuchenden unverbindlicher gestalteten, jedenfalls nicht mehr so eng wie zu Familien in der Opfinger-Siedlung, die bereits seit Jahren mit mir vertraut gewesen waren. Sintis konnten sich damals auch nur in und mit Hilfe der Gruppe durchsetzen, da sie meist wenig Schulbildung vorweisen konnten, also weder das Wissen noch die Wortgewandtheit mitbrachten, die man in bürgerlichen Kreisen voraussetzt. Es gab viele Schulabbrecher in ihren Reihen, ein Umstand, den die Sinti nicht unbedingt als Nachteil ansahen. Dafür hatten sie viel praktische Erfahrung durch harte körperliche Arbeit, denn nicht wenige mussten bereits im Grundschulalter zum Einkommen beitragen, indem sie den Eltern bei der Arbeit halfen. Dies täuschte aber nicht darüber hinweg, dass sie stets mit einer Art von Minderwertigkeitsgefühl behaftet waren, weshalb sie sich gegenüber den „Gatschos“ aufbliesen und ihre körperliche Kraft und Unerschrockenheit demonstrierten. Sie hielten ja eisern zusammen, dies war eine Art Grundgesetz bei ihnen, auch wenn es den einen oder anderen unverschuldet in Konflikt mit der Polizei brachte. Bei Auseinandersetzungen wurde stets die Frage gestellt: Gehst du mit uns oder stehst du gegen uns? Wer nicht mitging, wer sich nicht an den Kodex hielt, wurde mit Verbannung bestraft, dies regelrecht im Sinne eines mittelalterlichen Strafrechts. Und da eine Verbannung bedeutete, dass das Opfer dann weder in seiner Herkunftsgemeinschaft noch in einer anderen Gruppe, nämlich der Mehrheitsgesellschaft anerkannt und willkommen war, blieb vielen auch gar nichts anderes übrig, als sich dem ungeschriebenen Gesetz zu beugen.

In Subkulturen ist es ja oft so, dass sich Gewalttäter als Opfer darstellen, als Verfolgte und Angegriffene, und sich dann über Benachteiligung beklagen; dass es jedoch ihr eigenes Verhalten ist, nicht in jedem Fall das Vorurteil der anderen, das zur Ablehnung führt, wollen sie nicht

wahrhaben. Eine Reflektion darüber fand unter den Sintis eigentlich nie statt, da fehlte vielleicht auch einfach die geistige Bildung. Wir gingen denn auch daran, den Mangel an Bildung zu beheben, indem wir den Kindern und Jugendlichen eine eigene Schule im Auggener Weg einrichteten, in der sie unter sich bleiben konnten. Den Jungs verschafften wir praktische Ausbildungsmöglichkeiten im handwerklichen Bereich, während die Mädchen stärker auf die schulischen Inhalte ansprangen und eigentlich recht gern die Schulbank drückten. Die Einrichtung musste als Sonderschule geführt werden, damit kleine Klassen mit Sonderförderung gebildet werden konnten. Wir hielten sie damals für eine gute Idee, doch wir konnten nicht vorausahnen, dass sie nicht etwa die Integration fördern würde, sondern die weitere Separierung von der übrigen Gesellschaft. Die ganz neu erbaute Schule sorgte teils für Neid, teils für starke Kritik bei der umliegenden Wohnbevölkerung an der Bevorzugung der Sintis und im Ergebnis stellte sich heraus, dass sie sich rasch zu einem Konfliktherd entwickelte. Erst nachdem die Sinti-Kinder in die Adolf-Reichwein-Schule eingegliedert wurden, kam eine allmählich spürbare Eingliederung zustande.

Damals lief noch vieles anders als heute, dies teilweise unter heute nicht mehr vorstellbaren Umständen. So schlossen wir beispielsweise einen Vertrag mit der Brauerei Feierling ab, die uns einen Tresen mit Zapfanlage für den Clubraum im Jugi spendierte; dafür mussten wir dort aber Feierling-Bier ausschenken. Die Sache war höchst umstritten, doch ich habe die Vereinbarung verteidigt. Einige Leute im Ältestenkreis stellten den Alkoholausschank in Frage, aber akzeptiert wurde er dennoch von der Mehrzahl der Leute, die darüber zu entscheiden hatten. Die öffentliche Meinung stellte solche Dinge nicht infrage, so wenig wie das Rauchen. Meiner Ansicht nach war der Bierkonsum im Jugi selbst auch gar nicht das Problem, denn

die paar Gläser, die die Leute dort tranken, machten sie nicht betrunken, wenn sie sich nicht schon vorher allerhand hartes Zeug eingesehen hatten. Die Krawallmacher kamen ja oft schon angetrunken ins Jugi.

Dazu kam die Problematik, dass die Jugendlichen oft frustriert waren, wenn sie zu uns kamen, weil sie zuhause Stress hatten mit den Eltern. Ich nahm immer wieder Jugendliche bei mir auf, sie durften in meiner Wohnung ein oder zwei Nächte schlafen, bis sich die Lage in der Familie beruhigt hatte. Die Eltern kamen dann an und fragten, wo ihr Sohn sei, und ich teilte ihnen mit, dass er gut untergebracht sei und sie sich keine Sorgen machen müssten. Die Jungs kehrten ja auch bald wieder zurück. Heute würde ich das nicht mehr machen, aber damals war meine Einstellung eine eher naive, muss ich sagen.

Ich war auch recht unbekümmert darin, Leute anzustellen, die nicht so ganz den Vorstellungen der Ältesten in der Kirchengemeinde entsprachen. Das hing dann oft mit dem Lebenslauf zusammen. Die Anstellung von Christa Leypoldt steht hier exemplarisch da, denn sie lebte in für damalige Moralvorstellungen höchst problematischen Umständen. Wäre es danach gegangen, dann wäre Christa nie im Jugi gelandet, doch ich kannte sie von ihrer Arbeit im Nachbarschaftswerk her und wusste, dass sie äußerst geeignet dafür war, im Jugi zu arbeiten. Die Einschätzung hat sich auch voll bewahrheitet und eigentlich mehr als das, denn Christa entwickelte sich zu einer der wichtigsten Persönlichkeiten in der Geschichte des Jugi. Der Werdegang der Einrichtung und ihre Geltung im Stadtteil ist ohne Christas Einwirken gar nicht vorstellbar.

Ich sprach mich jedenfalls entschieden für sie aus, denn ich fand sie patent und kompetent. Meine Entscheidung wurde auch vom Diakonieverein nie in Zweifel gezogen, auch nicht

von Pfarrer Quinke, denn beide waren in dieser Hinsicht progressiv eingestellt. Christa war ein bemerkenswerter Mensch und kümmerte sich wenig um anderer Leute Ansichten; sie brachte z.B. manchmal ihr Kind mit zur Arbeit, was damals höchst ungewöhnlich war, aber es wurde akzeptiert. Daher konnte sie auch sofort einen Kreis von alleinerziehenden Müttern bilden und den Frauen beratend zur Seite stehen, denn sie wusste aus eigener Erfahrung, wie schwer ihre Situation oft zu bewältigen war. Sie trat stets sehr glaubwürdig auf. Zudem erwies sie sich nicht nur charakterlich als herausragend, sondern auch fachlich in ihrer Eigenschaft als Erzieherin und sie hat sich im weiteren Verlauf auch immer weiter darin qualifiziert. Nicht umsonst spielte sie im Jugi schließlich eine unverzichtbare Rolle.

Bevor der zweite Bauabschnitt dazukam, fanden die Partys in der Kirche im Obergeschoss statt. Da immer eine Menge Müll herumlag, drinnen und draußen im Hof, musste bis zum Morgen klar Schiff gemacht werden. Da war auch eine Lüftung eingebaut, die innerhalb einer halben Stunde einen kompletten Luftaustausch bewältigte. Dann wurde die massive Trennwand in den Spalt versenkt, dabei musste aufgepasst werden, dass die darin eingelassene Tür geschlossen war, sonst wurde sie aus den Angeln gehoben und stand schließlich allein im Raum. Heute ist da wohl eine Sicherung eingebaut, die das Herabfahren bei offener Tür verhindert. Anfangs trieb übrigens kein Motor die Trennwand an, sondern wir mussten eine Kurbel von Hand drehen. Dass die Räume multifunktional sein sollten, entsprach voll dem Konzept; so wurde eben nach jeder Veranstaltung sauber gemacht und entsprechend dekoriert, will heißen, dass in der Kirche dann auch das Kreuz wieder aufgehängt wurde, das vor der Party abgenommen worden war.

Wichtig und besonders war für mich, dass unheimlich viele Leute mitgemacht haben im Gemeindezentrum, das ja im

Jugi untergebracht war. Die mussten auch nicht extra gefragt werden, sondern kamen einfach und beteiligten sich. Sie gingen auch in den Gottesdienst, ob sie nun evangelisch waren oder nicht. Für mich war genau dies Kirche, eben weil sie sich im praktischen Leben verwirklichte. Im Oberkirchenrat fand ich damit volle Unterstützung. Manche im Ältestenrat hielten die Arbeit eher für einen Übergang zum Eigentlichen, was bedeutete, dass die beteiligten Menschen schließlich zur evangelischen Religion bekehrt werden sollten. Meiner Intention entsprach dies jedoch nicht.

Ich selbst bin stark vom CVJM (Christlicher Verein junger Männer, engl: YMCA) geprägt worden und hätte mich wohl auch nie zum Sozialarbeiter entwickelt, wenn ich dort nicht bereits als Jugendlicher tätig gewesen wäre. Den missionarischen Eifer mancher Kirchenvertreter und Theologen trage ich nicht mit, ich vertrete eine eher philosophische Interpretation des Glaubens und des Gottesbildes. Ich ließ daher auch mein Kind nicht taufen, weil ich denke, dass Kinder später selbst entscheiden sollten, ob sie einer Kirche angehören wollen. Ich stieß mit meiner Haltung natürlich auf viel Unverständnis, doch in einer evangelischen Einrichtung war mein Handeln damals möglich - in einer katholischen wäre es undenkbar gewesen. Im Jugi hatte ich damit also keine Probleme, doch in der Gemeindegemeinschaft kollidierten meine Vorstellungen immer mehr mit denen des Pfarrers und des Ältestenrats.

Es kam immer wieder zu Konflikten über pädagogische Inhalte und Vorgehensweisen, die mich schließlich veranlassten, das Haus zu verlassen. Insbesondere die Katholiken verlangten eine stärkere konfessionelle Ausrichtung hin zu einer fast missionarischen Tätigkeit, was den neuen Ideen, die in der Sozialarbeit entwickelt worden waren, grundlegend widersprach; letztere propagierten eine

überkonfessionelle, auch niedrighschwellige Arbeit mit Kindern und die aufsuchende Arbeit mit Jugendlichen, bei der die persönliche Bindung im Vordergrund stand, nicht eine Betreuungsstruktur im herkömmlichen Sinn. Schließlich kündigte ich meine Stelle. Meine engsten Freunde damals waren übrigens in der DKP zugange, was vielleicht ein Licht wirft auf die unterschiedlichen Vorstellungen zwischen mir und den Kirchenleuten, die hier kollidierten, insbesondere wo sie sich mit Gemeindefarbeit und ihren Zielen beschäftigten.

Es kamen sehr viele Besuchende aus anderen Einrichtungen, auch aus anderen Städten zu uns, um sich unsere Arbeit im Jugi und im Stadtteil anzusehen, denn insbesondere das gut funktionierende ökumenische Modell und die offene Arbeit galten als beispielgebend. Auch vom Südwestfunk erfuhren wir viel Unterstützung. Walter Mossmann (bekannter Freiburger Liedermacher) war damals freier Redakteur beim Südwestfunk und hat einige Reportagen gemacht über unsere Jugendarbeit. Dessen Schwester wohnte damals im Rohrgraben unweit des Jugi als Frau eines „Karriereanwalts“ und war bei uns als ehrenamtliche Mitarbeiterin tätig; sie konnte auch eine ganze Reihe von gut situierten Nachbarn, unter anderem einige Universitätsprofessoren, dazu motivieren, sich ebenfalls bei uns zu engagieren. Im Rohrgraben hatte die VW-Stiftung Wohnhäuser für akademische Nachwuchskräfte errichtet, in denen die Bewohner, wenn sie zu Professoren aufstiegen, auch gern wohnen blieben; sie mussten dann gerade mal zwei Mark zusätzlich pro Quadratmeter an Miete bezahlen. Diese Leute halfen uns, wo sie konnten. Den Vorsitz im Elternbeirat hatte beispielsweise ein Psychologe übernommen, bei dem ich später in Bielefeld studiert habe.

Auch im Ältestenkreis waren einige Akademiker vertreten, die sich einem gesellschaftlichen Anspruch verpflichtet

fühlten. Sie vertrugen sich ganz gut mit den gewöhnlichen Leuten, auch wenn die Diskussionskultur eine ganz andere war. Mit der Zeit nahmen die Akademiker jedoch überhand, sie dominierten dann den Ältestenrat.

Wenn ich noch eine Episode erzählen soll, dann fällt mir ein Erlebnis ein, das mir stark in Erinnerung geblieben ist: Einmal hat sich ein betrunkenener Jugendlicher sehr respektlos mir gegenüber benommen, hat auch randaliert und ließ sich nicht von Worten beeindrucken. Da habe ich ihm, aus einem Reflex heraus und weil er mich grob beleidigte, eine gescheuert und ihn die Treppe hinuntergeschmissen. Das war natürlich falsch, aber es passierte eben. Seine Gruppe wollte dann auf mich losgehen, was zum Glück verhindert werden konnte. Später haben wir die Situation in einem Gespräch geklärt. Einmal hat auch ein Jugendlicher unter dem Tresen durchgegriffen, mit der Hand mein Hemd gepackt und es zerrissen. Es gab immer mal wieder Übergriffe von Seiten der Jugendlichen, vor allem wenn sie angetrunken waren. Viele hatten eine kurze Lunte und waren schnell mit der Faust zugange.

Was mir auch in Erinnerung blieb: Vor dem Eingang lag am Sonntagmorgen oft ein Obdachloser, immer derselbe, der dort übernachtete; die Müllers kümmerten sich ein wenig um ihn, aber sie konnten ihn nicht dazu bringen, seine Situation zu verändern. Man kann eben nicht jeden retten, insbesondere dann nicht, wenn er gar nicht gerettet werden will.

Aufgefangen wurden die schwierigen Umstände von einem guten Team im Jugi und im Diakonieverein. Ich habe dort sehr viel Herzblut gelassen, mich auch sehr verausgabt. Sicher war dies ein Umstand, dass ich ziemlich bald die Stelle aufgab. Aber die Erfahrung hat mich sehr geprägt und sie hat mich jetzt, da ich mich mit der Sichtung von

Unterlagen auf das Interview vorbereitete, auch wieder stark beschäftigt, was eigentlich ungewöhnlich ist, denn im Jugi selbst war ich nur zwei Jahre tätig. Die Zeit war eben sehr intensiv und sicherlich bestimmend für meinen weiteren Lebensweg, der mich räumlich weit weg von Weingarten führte. Aber geistig und mit dem Herzen bin ich dem Stadtteil und seinen Menschen noch immer sehr nahe und wenn das „Jugiläum:50“ endlich gefeiert werden kann (wegen Corona musste es verschoben werden), werde ich bestimmt dabei sein.

Mein Leitmotiv? Mein optimistischer Glaube an den Menschen. Als Symbol dafür steht für mich der Olivenbaum mit dem Ölzweig, das Zeichen des Friedens. Unter seinem Sinnbild spielte und spielt sich mein Leben ab.

•

•

•

•

•

•

•

•

•

•

•

•

•

•

•

•

•

•